

Friedrich Hölderlin (gestorben 7. Juni 1843)

Autor(en): **Brock, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **3 (1923-1924)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155046>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Friedrich Hölderlin

(gestorben 7. Juni 1843).

Von Erich Brod.

Erst seit der Jahrhundertwende ist Deutschland zur Einsicht gelangt, daß derjenige, dem es zum 80. Todestage trotz des Drangs der Zeit sein Gedenken nicht versagen wird, einer seiner größten Dichter gewesen ist. Diese späte Schätzung begreift sich, wenn man Hölderlins Dichtung nach ihrer überraschenden Modernität auf sich wirken läßt. Sein dichterisches Empfinden ist von einer inneren Voraussetzungslosigkeit, welche ihn vielleicht zu unserer größten rein lyrischen Begabung macht. Eichendorff, der ein ähnlich innig versunkenes Mitleben mit der Natur kennt, fehlt dessen unerhörte Vertiefung ins Metaphysische. Und Goethe, dessen frühe Lyrik, dessen Werther eine ähnliche Sublimierung zeigen, läßt in diesen Schöpfungen doch schon ahnen, daß sie für seine allmächtige Persönlichkeit nur den Durchgangspunkt zu ragenderen Höhen bedeuten, die das Wort Lyrik nicht mehr umfaßt. Es fehlt hier das unmittelbar auf Leben und Tod Gehende, wie es bei Hölderlin eben das grelle Licht seines kurzen Mittags schon mit der Ahnung sich ferne ballender Nachtwolken kontrastiert. Diese atemlose Gefahr, welche neben seinen Gipfeln als schwarzer Abgrund klappt (und diese Gipfel erst in ihre lichten Höhen türmt), welcher ihn schließlich ja auch verschlang, ist ihm in seltsamer Weise als allgemeine Bedingung seines Seelenlebens bewußt. „Je glücklicher du bist, um so weniger kostet es, dich zugrunde zu richten, und die seligen Tage, wie ich sie lebte, sind wie eine jähe Felsenspitze, wo man dich nur anzurühren braucht, um unabsehlich, über die schneidenden Backen hinab dich in die dämmernde Tiefe zu stürzen.“ Die Nacht beschließt hier den Tag mit der Notwendigkeit der äußeren Natur. So wenig wie die Pflanzen und Tiere des Waldes, mit denen er in ungeschiedener Gotteseinheit lebt, hat er etwas in sich selbst, was das unmittelbare sonnenentzündete Leben in seiner Süßigkeit und Frische und sein schnelles Verwelken überdauerte. Aber zuvor blüht ein heißer Tag in verschwenderischer Pracht.

Es gibt im Umkreis der Dichtung nichts, was von einer solchen glühenden, von einem brechungs- und reibungslosen Leben durchbluteten Harmonie zwischen Mensch und Umwelt erzählte, wie Hölderlins Hyperion. Das ist ein unaufhörliches Schwelgen im offenen Reichthum des Göttlichen, in welches alles sich bachantisch einschmilzt, daß auch den, der das Ende nicht kannte, vor der Götter Reide grauen müßte. „Nur zu Zeiten erträgt göttliche Fülle der Mensch.“ Denn die Rehrseite dieses übermenschlichen Lebensgefühls ist, daß die bloßliegenden feinsten Nerven von jedem kalten Lüftchen, von jeder schneidenden Disharmonie bis ins Innerste erschüttert werden. So träumte sich Hölderlin Länder und Zeiten, wo alles Störende vor den Toren festgehalten bleibt, wo alles in einem ewigen und notwendigen Einklang befaßt schwebt: Kindheit, Heimat, Altertum. Darin schafft er sich eine einhüllende Wärme, in deren Schutz er die Organe entfalten kann, mit welchen er auf jede Schwebung der Gottnatur mit wunderbarer Tiefe und Reinheit reagiert. Nie ward so schrankenloses und doch innigst

vereinheitlichtes Leben in tausend Bedeutungen und Umfegungen aus den Alltagsdingen herausgeföhlt. Himmel, Sonne, Licht, Luft — über jeden dieser Begriffe seiner dichterischen Vorstellungswelt ließe sich eine Sammlung der poetischsten Offenbarungen anlegen, eine Monographie der wertvollsten psychologischen Aufschlüsse zusammenstellen. Das religiöse Gefühl, in urweltlicher plastischer Sinnlichkeit in ihm lebend, läßt ihn die uralte Vorstellung vom Jaus Pitar, Vater Himmel verlebendigen. In der Wärme des Sonnenstrahls, in der freundlichen Helligkeit des Lichtes und in der unbeengten Freiheit der Himmelslüfte entfaltet seine überzarte Seele Titanenkräfte. Gewaltig trägt sie die immer neu erwachende Sehnsucht empor mit den Wolken, in die Ferne mit Bächen und Strömen. Hier ist er daheim, da lebt und webt er in strömender Fülle, „wie die Fische des Ozeans in seiner uferlosen Zukunft ewig weiter dringend.“ Mit lächelnder Verachtung sieht er von da auf die knechtende Sorge, auf das niedrige Notwerk des Alltags, auf die Zeit herab, tief geschieden von ihr — wenn er auch zuweilen angstvoll „ihr Brausen wie von einem heulenden Nordwind über seinem Haupte hinfahren“ hört.

Allein umsonst sucht er in jenen Bezirken ganz Genüge und bleibende Statt zu finden; über alle Einswerdung hinaus reizt ihn sein unendlichkeitsdürstendes Menschliches fort, in keinem Kreise auf immer befriedigt, heimatlos ins Grenzenlose strebend. „Wir haben unsere Lust daran, uns in die Nacht des Unbekannten, in die kalte Fremde irgend einer andern Welt zu stürzen, und, wär es möglich, wir verließen der Sonne Gebiet und stürmten über des Jrrsternes Grenzen hinaus. Ach! Für des Menschen wilde Brust ist keine Heimat möglich. Was ist's denn, daß der Mensch so viel will? Was soll den die Unendlichkeit in seiner Brust? Warum sind wir ausgenommen vom schönen Kreislauf der Natur? Oder gilt er auch für uns? Ich wollt es glauben, wenn eines nicht in uns wäre, das ungeheure Streben, alles zu sein, das, wie der Titan des Aetna, heraufzürnt aus den Tiefen des Wesens.“ Und dafür sind keine Kräfte in ihm. Die seinigen sind in ihrer von ihm selbst geföhltten Pflanzlichkeit nur unmittelbar von den Elementen entliehen, sie sind nicht menschlich, mit dem Willen systematisiert und durchgehalten; kommt Dunkelheit, Kälte und Beengung, so fällt er ihnen so rettungslos zur Beute, wie die letzten Blüten im Herbst. Und der Herbst kommt. Die Anstöße des Außereren mehren sich an der Schwelle des Mannesalters — dies Geschick ist von innen her vollendet. Kein Zusammenbruch bedurfte so wenig äußeren Anlasses, wie der seinige. Es war einfach der Stoff seines Lebens zu Ende analysiert, dahinter konnte nichts mehr kommen. Die Hoffnungen, die er über die Vernichtung hinaus sendet, aus der Größe der göttlichen Offenbarung geboren, bedeuten nicht zähe bohrende Tat und Arbeit — die wenigen Worte, die bei ihm dazu aufrufen, sind trügerisch. Er selbst fühlt, daß das seinem Wesen fremd ist, daß es sich dem Geschieke beugen gilt, welches nicht alles einem gönnt. Der Geist verzehrt seine Tatkraft. „Zu mächtig, ach! ihr himmlischen Höhen, zieht ihr mich empor; bei Stürmen, am heiteren Tage, fühl ich verzehrend euch am Busen wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte.“ Die jubelnden Aufschwünge lassen nach; „gesanglos schlummert das schauernde Herz im

Bufen.“ Vor seinem „verdüsterten Sinne schwindend und verschlossen und in sich gekehrt wie er selber, stand die Natur. Der Trieb in der Brust stirbt, und mit ihm seine Götter und sein Himmel. Ueber ihm und vor ihm ist es leer und öde, weil es in ihm leer und öde ist.“ Der unendliche Aether, in dessen göttlichen Tiefen er verschwebte, drückt feindlich auf ihn. „Wie Gefängniswände hängt der Himmel, eine beugende Last über dem Haupte ihm.“ Die Sonne ist fort, das kalte Abendrot kann nur noch tief frösteln machen. „Dunkel wird's und einsam unter dem Himmel“. Dazwischen wohltätige Täuschungen. Wie in seinem äußeren Leben strebt er dann zu einem sicher gegründeten Durchschnittsglück, zu einer bürgerlichen warmen Mittellage. Rührend ist sein Flehen zu den höheren Mächten, ihn nicht vorzeitig in die Nacht zu stoßen, sondern ihm ruhige Vollendung zu spenden, wie den andern. „Innig und fromm lieb ich dich, heiliges Licht, seit ich lebe, dich Erd und deine Quellen und Wälder; Vater Aether, und dich fühlte zu sehrend und rein dieses Herz — o säntiget mir, ihr Guten, meine Leiden, daß die Seele mir nicht zu früh, ach zu früh verstummt, noch am fliehenden Tag danke mit frommem Gesang. — und lange, wie du, o Mutter! zu leben, will ich lernen; es ist ruhig das Alter und fromm.“ Daß das nicht letzter Ernst ist, zeigen seine harten Worte für das, was die Menschen Glück nennen — Worte, die aus Zarathustras Munde stammen könnten. „Gott sei Dank! Ich werde kein gemeines Ende nehmen. Glücklich sein, heißt schläfrig sein im Munde der Knechte. Mir ist, als hätte ich Brei und laues Wasser auf der Zunge, wenn ihr mir sprecht von Glückseligkeit. So albern und heillos ist das alles, wofür ihr hingebt eure Lorbeerkrone, eure Unsterblichkeit. O heiliges Licht, das ruhelos, in seinem ungeheuren Reiche wirksam, dort oben über uns wandelt, und seine Seele auch mir mitteilt, in den Strahlen, die ich trinke, dein Glück sei meines!“ — Am letzten Scheidepunkt zaudert er nicht. Alles gibt er hin für sein Leben, er weiß, daß er das bessere Teil erwählt hat, und triumphierend ist sein Rückblick: „einmal lebt ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht. Neonen des Kampfes wiegen sie auf, die Augenblicke der Befreiung, wo das Göttliche den Kerker sprengt. Mehr Freude konnt ein Gott ertragen, aber ich nicht.“ Er weiß, „der vollen Seele nicht zu folgen, führt oft zum Untergange. Doch, ihr zu folgen, wohl auch.“ „Ich fühle mich reif zum Abschiede. Ich weiß so gut wie du, ich könnte mir ein Dasein noch erkünsteln, könnte, weil das Lebensmahl verzehrt ist, mit den Brosamen noch spielen, aber das ist meine Sache nicht. Ich bin's gewohnt geworden, die Außendinge abzuschütteln, wie Flocken von Schnee. Sind wir denn, wie leibeigene Knechte, an den Boden gefesselt, den wir pflügen; sind wir, wie zahmes Geflügel, das aus dem Hof nicht laufen darf, weil's da gefüttert wird?“ — Er dachte dabei an den Tod. Was kam, war ein tieferer Tod als von dem die Menschen wissen. Aber sollen wir ihn bedauern? Er wollte es selber nicht. Ein Meteor, das Höhen und Tiefen des Weltalls erleuchtet, kann nicht wie ein Lämpchen, das enge warme Räume erhellt, gleichmäßig und dauernd brennen.

Als es erloschen war, lag nichts mehr an dem Träger dieses Lichts; als das fressende Feuer ausgebrannt war, wurde der Körper ruhig und

vegetierte drei Jahrzehnte weiter. Wenden wir den Blick. Das hatte nichts mit ihm zu schaffen. Was mit ihm wurde, hat er selber gekündet: „Ich fühl in mir ein Leben, das kein Gott geschaffen, und kein Sterblicher gezeugt. Ich glaube, daß wir durch uns selber sind, und nur aus freier Lust so innig mit dem All verbunden. Was lebt, ist unvertilgbar, bleibt eins und wenn du es scheidest bis auf den Grund, bleibt unverwundet und wenn du bis ins Mark es zerschlägst. Ich werde sein. Wie sollt ich mich verlieren aus der Sphäre des Lebens, worin die ewige Liebe, die allen gemein ist, die Naturen alle zusammenhält? Wir sterben, um zu leben. Sieh auf in die Welt! Ist sie nicht wie ein wandelnder Triumphzug, wo die Natur den ewigen Sieg über alle Verderbnis feiert? Und führt nicht zur Verherrlichung das Leben den Tod mit sich, in goldenen Ketten, wie der Feldherr einst die gefangenen Könige? Und wir, wir sind wie die Jünglinge, die mit Tanz und Gesang, im wechselnden Gestalten und Tönen den majestätischen Zug begleiten.

Nun laß mich schweigen. Mehr zu sagen, wäre zu viel.“

Politische Rundschau

Schweizerische Umschau.

Am 3. Juni hat das Schweizervolk über eine ihm von den eidgenössischen Behörden vorgeschlagene Abänderung des Artikels 32 bis (Alkoholen) der Bundesverfassung zu entscheiden. Nach dem Artikel 32 bis der B. V., wie er seit 1885 besteht, war der Bund befugt, auf dem Wege der Gesetzgebung Vorschriften über die Fabrikation und den Verkauf gebrannter Wasser zu erlassen; indessen war ausdrücklich bemerkt, daß das Brennen von Wein, Obst und deren Abfällen, von Enzianwurzeln, Wachholderbeeren und ähnlichen Stoffen nicht unter die Bundesgesetzgebung fällt, weder hinsichtlich der Fabrikation, noch der Besteuerung. Wenn nun im revidierten Artikel 32 bis dieses Recht der Kontrolle, der Aufsicht, auch auf den Obstbranntwein ausgedehnt wird, während bis jetzt das Alkoholmonopol lediglich den Kartoffel- und Getreidebranntwein umfaßte, so führten dazu politische, sanitärische und fiskalische Erwägungen. Bei Einführung des reduzierten Alkoholmonopols wurden in der Schweiz hauptsächlich Getreide und Kartoffeln gebrannt. Das Brennen von Obst kam in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts neben der Kartoffelbrennerei nicht in Frage; Mitte der 80er Jahre wurden nur etwa 10,000 Hektoliter Obst gebrannt. Durch die ganz gewaltige Entwicklung des Obstbaues hat sich in den letzten 35 Jahren die Lage vollständig verändert. Der Verbrauch des Monopolschnapses ging von ca. 75,000 Zentner in den Jahren 1910 und 1911 auf 7996 Hektoliter im Jahre 1921 zurück, während im Jahre 1921 ca. 80,000 Zentner Obstbranntwein hergestellt wurden. Wenn wir uns weiter klar machen, daß das Jahr 1922 eine überaus reiche Obsternte gekannt hat und in diesem Jahre eine heute noch nicht genau festgestellte Rekordzahl gebrannter Wasser hergestellt wurde, so können wir uns ungefähr ein Bild machen von dem Strom von Alkohol, der durch unser Land fließt; denn diese riesigen Massen gebrannter Wasser sind für den Verbrauch im eigenen Lande bestimmt, an eine Ausfuhr ist nicht zu denken. Die Nachfrage nach Schnaps entspricht der Produktion. Eine einzige Privatbrennerei hat im Jahre 1921 1600 Waggons Obst zu Schnaps verwandelt und zwar zu 10,000 Hektoliter dieses edlen Getränkes,